

Tamina Amadyar
out of the blue

12 September – 31 Oktober 2020

Sommertage im Haus von Freunden

von Andreas Prinzing

Poetry starts where meaning ceases.

– Etel Adnan

Flugzeug, Bahn, Bus. Es ist heiß und wird immer leerer, kurz vor der Grenze steige ich aus. Caviano, Ticino. Das verschlafene Nest gehört noch zur Schweiz, doch Sprachen und Kulturen scheren sich wenig um Grenzziehungen, das Italienische bestimmt den Lebensalltag. Etwas außer Atem geht es die Serpentina hinauf, ich suche nach einem ins Grün des Steilhanges geduckten Haus. „Falls Du Berlin mal hinter dir lassen möchtest, der Schlüssel liegt unterm Stein“, höre ich eine Stimme in Gedanken sagen. Dann trete ich verschwitzt ins Halbdunkel eines kühlen Flures. Stille umfängt mich – und ein Geruch, der unvermittelt Erinnerungen an Urlaube meiner Kindheit aufsteigen lässt. Die Mischung aus Vorfreude und Neugier. Heiße, verträumte Tage, an denen sich die Zeit endlos dehnte. Schließlich die Melancholie des Abschieds. Vage Reminiszenzen an Orte und Atmosphären hallen wieder. Alles ist neu hier und doch scheint vieles seltsam vertraut.

Fensterläden auf, die schräg stehende Sonne strömt ins Haus. Ich trete auf den Balkon, blinzele ins Gegenlicht. Leichter Wind. Langsam weitet sich der Blick, gleitet bewaldete Hänge am Ufer gegenüber entlang, folgt dem Kamm einer Bergkette. Oben ein tiefblauer Himmel, unten dehnt sich der See wie ein riesiger Spiegel aus. Die Berge ein Archiv geschichteter Zeit, geformt vom Schmelzwasser der Gletscher. Himmel, Erde, Wasser. Formen und Licht, alles in Abstufungen blauer Farbe getaucht. Das Auge wandert, tastet Texturen ab. Die Landschaft, die Ruhe und Klarheit ausstrahlt, entsteht im Kopf. Vereinzelt Wolken ziehen zerzaust und träge vorbei, werfen ihre Schatten auf die sanft bewegte Wasserfläche. Unter ihrem Glitzern öffnet sich eine kühle, unbestimmte Tiefe.

Während ich das kontinuierlich wechselnde Bild einsauge, muss ich an Rebecca Solnits *A Field Guide to Getting Lost* (2006) denken. In ihrem essayistischen Streifzug durch äußere und innere Landschaften reflektiert die Autorin über die Farbe Blau als emotionaler Resonanzraum: „The world is blue at its edges and in its depths. (...) (It is) the color of there seen from here, the color of where you are not. And the color of where you can never go. For the blue is not in the place those miles away at the horizon, but in the atmospheric distance between you and the mountains. (...) Blue is the color of longing for the distances you never arrive in, for the blue world.“

Das Blau der Landschaft öffnet einen immateriellen Raum, der nur visuell betretbar ist. Eine Präsenz, die sich zugleich entzieht und eine nicht überbrückbare Distanz markiert. Selbst wenn wir mit Physik und Lichtstreuung vertraut sind, geht

vom Leuchten des Himmels und Wassers in der Ferne stets aufs Neue eine seltsame Magie aus. Auch die Erklärung des Phänomens kann seinem Zauber nichts anhaben. Gilt das Gleiche nicht auch für ein gutes Bild?

Ein steiler Pfad führt hinab zum See. Ein kleiner Streifen Land, der ins Wasser übergeht. In der Ferne die Silhouetten zweier Stand-Up-Paddler. Ich taste über glitschiges Gestein, bis der Grund unter den Füßen schwindet. Eintauchen in einen weiten, offenen Raum. Leichtigkeit, fast ein Schweben. Dann zurück am Ufer. In sanften, rhythmischen Wogen brandet das Wasser gegen eine Mauer. Wortfetzen wehen heran, vermischen sich mit Stimmen und Bildern in meinem Kopf. Gegenwart und Vergangenheit, Außen und Innen verschwimmen. Und plötzlich sind da auch die lichtdurchfluteten Bilder von Tamina Amadyar, die ich eine Woche zuvor in ihrem Kreuzberger Studio besucht hatte. Die Atmosphäre der Landschaft lässt sie näherrücken.

„*A color has many faces*“ schreibt Josef Albers. Wenn das zutrifft, arbeitet Tamina Amadyar ihre wechselnden Gesichtsausdrücke in Nahaufnahme heraus. Ihre Bilder bringen Farben in dynamischer Gestik zur Aufführung, lassen sie tanzen und vibrieren wie lebendige Körper. Mit reinem Pigment, gebunden in Hasenleim, schafft die Malerin elektrisierende Farblandschaften von unbestimmbarer Tiefe. Der transparent grundierte, partiell freibleibende Malgrund ist dabei immer auch ein Kompositionselement. Konsequenter treten uns auf den meist großformatigen Leinwänden nie mehr als zwei Farben entgegen. Was die beiden auf dem begrenzten Terrain des Bildes scheinbar schwerelos treiben, aktiviert Auge und Raum gleichermaßen. Gelegentlich ringen sie miteinander, doch stets spielerisch. Berührung kann eben auch Reibung bedeuten. Während die Kompositionen klar angelegt sind, entsteht der Flow primär innerhalb der Farbformen und Übergangszonen. Je nach Farbwahl und Malduktus ergibt das Bilder, durch die das Auge spaziert, und andere, durch die es atemlos gejagt wird. Pinselspuren, die sich sanft über eine Leinwand legen. Und Highways der Wahrnehmung, auf denen die Blicke dahinrasen, Richtungswechsel vollziehen und nie zur Ruhe kommen.

Die Gemälde sind eine Feier des Lichts. Sie entstehen in einem schnellen Malprozess auf dem Boden, in einer Mischung aus Kalkül und Intuition, Spannung und Entspannung. Ein kalkulierter Kontrollverlust, Korrektur nicht möglich. Die Basis bilden Filzstiftskizzen, die unterwegs entstehen, gelegentlich Handyfotos. Alltagsextrakte. Aus einem kontinuierlichen Fluss an Eindrücken isoliert Tamina Amadyar, was sich im Netz ihrer subjektiven Wahrnehmung verfängt. So finden Landschaften, räumliche Konstellationen oder ein Gegenstand Eingang in ihre Zeichenbücher, die visuelles Tagebuch und Bildspeicher zugleich sind und einen voluminösen Farb- und Formfundus bereithalten. Motivisches Treibgut, auf das sie oft Jahre später in einem Übersetzungsprozess, der Reduktion und Fragmentierung einschließt, zurückgreift. Alles geht nochmal durch ihren Filter.

Auf den ersten Blick scheinen die Bilder in enger Verwandtschaft zum Colorfield Painting und der Post-Painterly Abstraction der 1950er und 60er Jahre zu stehen. Doch sie sprechen eine eigene Sprache. Während die Protagonist*innen der US-Nachkriegsabstraktion meist darum bemüht waren, die Leinen zu einer außerbildlichen Realität zugunsten eines autonomen Kunstwerks zu kappen, ist das bei Tamina Amadyar anders. Klar, das Bild muss als Bild funktionieren. Doch den kleinen Ankern, die den piktoralen Raum mit ihren eigenen Wirklichkeitserfahrungen, aber auch jenen der Betrachter*innen verbinden, kommt zentrale Bedeutung zu. Es ist eben diese referentielle Spur, durch die sich ihre Arbeit lose mit einer jüngeren Traditionslinie malerischer Praxis verbinden lässt. Trotz unterschiedlicher Stile, Techniken und Fragestellungen – hier weht ein Mary Heilmann, Raoul de Keyser oder Vivian Suter vergleichbarer, autobiographisch grundlegender Bildspirit.

Gelegentlich vermitteln Reproduktionen den Eindruck, als handle es sich bei den Arbeiten um kleine, rasche Farbstudien auf Papier. Etwas Spontanes, Skizzenhaftes geht von ihnen aus. Das mag aus dem Zusammenspiel von lockerer Gestik, schlichter Form und reduzierter Farbgebung auf einer nicht vollständig bedeckten Leinwand resultieren. Tritt man den Bildern dann gegenüber, verschieben sich die Größenverhältnisse. Ein Blow up. Auch in den jüngsten Arbeiten begegnen uns keine komplexen kompositorischen Gefüge oder Formelemente. Bislang hatte sich Tamina Amadyar häufig auf sehr wenige Formkonstellationen konzentriert, und diese – wenn auch mit Abweichungen – in unterschiedlichen Farbvarianten und Proportionen durchgespielt. Das hatte trotz Beschränkung etwas Spielerisches, Offenes, weit entfernt vom seriellen Durchdeklinieren spezifischer Bildparameter in der analytischen Malerei. Mit den neuen Bildern, fast durchgängig Hochformate, ist das Formrepertoire gewachsen, hat sich der malerische Handlungsrahmen noch einmal erweitert. Hier treten nun auch prägnante, signethafte Formen auf, in denen eine Prise Pop mitschwingt. Vor allem, wenn die sich die Bilder in dichter Hängung wie Geschwister mit unterschiedlichen Temperamenten im Raum in die Quere kommen – was eine kontemplative Konzentration auf das isolierte Einzelbild verhindert und dessen auratischer Aufladung entgegenwirkt.

living room (2020) ist ein signalhafter Eyecatcher. In seinem intensiven Kadmiumrot, um das sich eine Farbbahn Flaschengrün legt, bildet es ein direktes Gegenüber. Ein Bild mit einem Herzschlag, das einen gleichzeitig anzieht und zurückweist. Doch die zeichenhafte Prägnanz, mit der es in knalliger Farbigkeit und kompakter Gestalt lockt, täuscht – verweigert es doch jede eindeutige Botschaft. Kein Stoppschild, eher ein federndes Trampolin. Die breite Linie, die das leuchtende Farbfeld nah am Bildrand locker umschließt, formt weder einen Kreis noch ein Oktagon, sondern irgendetwas dazwischen. Auch sonst finden sich in Tamina Amadyars Werk keine streng geometrisch konstruierten Figuren. Das Organische überwiegt, rechte Winkel oder Symmetrien sucht man vergebens. Irgendetwas ist immer länger, kürzer, breiter oder schmaler, und genau das haucht den Bildern neben der unregelmäßigen Pinselführung Leben ein. Erst durch die kleine Formabweichung erhalten sie ihre unverwechselbare Identität. Und was auf den ersten Blick zentriert wirkt, ist es im Detail nie, sondern driftet leicht verschoben durchs Bildgeviert.

Trotz des prononcierten Umrisses wirkt *living room* nicht statisch. Eher wie ein nur momenthaft fixierter Zustand. Die breiten, energischen Pinselstriche im Zentrum wirken fast, als stammten sie von einer Farbbolle. Indem die Pigmentdichte zu den Rändern und zur linken Bildmitte abnimmt, wo partiell die Leinwand durchblitzt, deutet der Farbraum etwas Tiefe an. Das Opake weicht einer leichten Transparenz, ein organischer Korridor scheint ins Innere des Energiefeldes zu führen. Mit dem Wohnzimmer verweist der Titel auf den zentralen Raum einer Wohnung, an dem sich Gemeinschaft ereignet. Er ergänzt den warmen Klang des Bildes und verklammert es mit den jüngst entstandenen Aquarellen. Die Titelfindung spielt stets eine wichtige Rolle für die Künstlerin. Sie sagt, sie seien wie weitere Noten, deuten eine Richtung an, geben den Bildern Fahrtwind.

Wäre ihr Werk Literatur, dann keine Prosa. Eher schon ein Haiku. Die Bilder lassen sich in ihren komprimierten Farbakorden durchaus mit Lyrik in Beziehung setzen. Auch diese kann in verdichteter Form viel transportieren und matter of fact mit der Evokationskraft von Wörtern verbinden. Spinnt man den Gedanken weiter, taucht zum Beispiel William Carlos Williams am Horizont auf. Als Vertreter des *Imagism* plädierte der US-amerikanische Autor in den 1920er Jahren für eine Befreiung der Lyrik aus ihrem metrischen Korsett und die Emanzipation von traditionellen Vorbildern. Williams schuf eine Dichtung auf dem Boden der Tatsachen, die mit einer Ökonomie der Mittel operiert. Seine Motive fand der dichtende Landarzt in

Ausschnitten und Objekten des Kleinstadtalltags, die er mit knappen, präzisen Worten in Sprachbilder transformierte. Das heißt: Konzentration statt Abschweifung, Schnörkellosigkeit statt Metaphorik, Oberfläche statt Tiefe. Die bekannteste seiner poetischen Momentaufnahmen, die Williams auch als *glimpses* beschrieb, lautet:

so much depends
upon
a red wheel
barrow
glazed with rain
water
beside the white
chickens

Da steht alles, was ein Gedicht braucht, schwarz auf weiß. Mit wenigen Worten zeichnet *The Red Wheelbarrow* (1923) einen eng kadrierten Realitätsausschnitt. Minimalistischer geht es kaum, und auch nach fast neunzig Jahren glänzt der Regen frisch auf der rot lackierten Schubkarre, während die Hühner weiter picken. Doch je genauer wir das Gedicht betrachten, desto unklarer wird die Szene vor unserem inneren Auge. Letztlich bleibt es ein Bild von enormer Offenheit. Ebenso wie all die anderen Alltagsschnappschüsse von Williams, gleich ob seine Aufmerksamkeit Flaschenscherben, kühlen Pflaumen oder den Nachbarn galt.

Motivisch umkreisen auch die kleinformatischen Aquarelle, die Tamina Amadyar seit Jahresbeginn schuf, ihre unmittelbare Umgebung. In dem der Malerei verwandten Medium ist die Geschwindigkeit entscheidend. So bietet es ein geradezu ideales Spielfeld für eine Künstlerin, die das Irreguläre und ein jeglicher Starre zuwiderlaufendes Moment schätzt. Die wässrige Farbe führt ein expansives Eigenleben, der Zufall spielt eine größere Rolle. Jedes Aquarell ein Experiment mit offenem Ausgang. Es ist das Loslassen, das die Technik so reizvoll wie schwer beherrschbar macht. Was zunächst wie ein Sprung anmutet, stellt eher eine konsequente Fortsetzung von Tamina Amadyars malerischer Praxis dar. Plötzlich tauchen zwar gegenständliche Elemente auf und mit ihnen eine erzählerische Dimension. Auch der eng gesteckte koloristische Aktionsradius erfährt eine Erweiterung. Aber gab es nicht früher schon Bilder von Innenräumen, wenn auch menschenleer? Und eine enorme Farbvielfalt in den Skizzenbüchern?

Während der für die Künstlerin elementare Bezug zum persönlichen Erleben in den Gemälden indirekt Ausdruck findet, fließen nun unverschlüsselter Momente aus ihrem privaten Umfeld ein. Der Fokus gilt dabei gewöhnlichen, eher beiläufigen Situationen und Sujets, die sie fotografisch festhält und später in Aquarell umsetzt. Begrüßungen oder Abschiede, lesende, nachdenkende und tanzende Familienmitglieder. Also das Naheliegende, das unseren eher selten exceptionellen Alltag ausmacht. Motivisch wechseln dabei Momente von Aktivität mit solchen der Ruhe und inneren Bewegung. Zentral ist die Lebensnähe – wobei der Begriff nicht im Sinne einer akkuraten Wiedergabe verstanden werden sollte.

Mit Interieurs, Porträts und Stillleben knüpft die Künstlerin an Bildgattungen an, die vor allem im 19. Jahrhundert eine

Blüte in der Aquarellmalerei erlebten. Statt deren hochnuancierte Farbabstufungen und feine Strichführung zu wiederholen, reizt sie die expressive Bandbreite des Mediums zwischen hastigen Lineaturen, eruptiven Setzungen und weichem Zerfließen aus. Die in Ausschnitten und leichter Aufsicht gezeigten Motive haben teils etwas von zerlaufenden Schnappschüssen, die sich expansiv über den Blattrand ausdehnen möchten. In ihren Details spielen sich effektreiche Farbdramen ab. Entsprechend groß ist auch der Abstraktionsgrad der menschlichen Figur. Es geht nicht um die Identifizierbarkeit von Personen, eher lassen sich die Aquarelle als Porträts von Stimmungen beschreiben. Während viele der Arbeiten eine heitere Atmosphäre evozieren, durchzieht eine melancholische Stimmung *solli* (2020). Das Aquarell zeigt eine womöglich schlaflose, in leicht versunkenener Haltung im Bett sitzende Figur. Der Kopf nicht mehr als zwei, drei diffuse Farbflecke. Ihre zackenhafte Frisur verschmilzt nahezu mit der brauntönigen Wand im Hintergrund, die ihre innere Unruhe in ausfranzenen Farbflecken zu visualisieren scheint. Die Szene wirkt, als könne sie jeden Moment ganz verschwimmen. Formgenese und Formaflösung sind im Wechsel begriffen. In seiner Instabilität scheint das Blatt so zugleich auch wie ein Sinnbild für den stets lückenhaften Prozess der Erinnerung.

Die Beschäftigung mit dem Aquarell hat auch Folgen für Tamina Amadyars malerische Praxis. In ihren Gemälden tauchen nun vereinzelt Partien auf, in denen sich die Farbe verselbstständigt und der breite, klar konturierte Pinselstrich an den Rändern aquarellhaft ausfranst. Ein solcher durch Verdünnung erreichter Effekt lässt sich stellenweise auch im querformatigen *blue world* (2020) ausmachen.

Ein Bild wie ein Sommertag in Cinemascope. Im Zentrum dehnt sich eine azurblaue Fläche aus, eingebettet in orange-farbene, wolkenhaft ausbuchtende Farbfelder, von denen ein warmes Leuchten ausgeht. Ein pulsierender Komplementärkontrast. Beide Farben machen keinen Halt an den seitlichen Bildrändern, was wie ein Verstärker der Szenerie wirkt, die Assoziationen an eine Landschaft aufruft. Erstreckt sich nicht im Vordergrund ein abfallender Hang gen Wasser, während ein langgezogener Berg das obere Bilddrittel im Hintergrund abschließt?

Alles ist in Bewegung. Während die äußeren Konturen der beiden orangenen Farbfelder annähernd parallel zu den Bildrändern verlaufen, schwingen sie zur Bildmitte hin in großen Bögen aus. Eine unruhige Pinselführung unterstreicht die Bilddynamik. In langen, transluzenten Farbbahnen, die sanfte Wellenbewegungen suggerieren, legt sich Blau horizontal durchs Bild, überdeckt das Orange und lässt es wie aus einer unbestimmten Tiefe leuchten. Wo die beiden Farben aufeinandertreffen, entstehen Partien, die ins Violette, Rostbraune oder Grünliche tendieren. Die Intensität der Farbaufträge changiert stark. Indem beide zur Bildmitte hin abnehmen, das Orange fast lachsfarben erscheint und das Blau ins Türkis driftet, entsteht eine bewegte, schräg durchs Bild laufende Lichtzone. Eine Landschaft, die im Sonnenlicht badet. Während man meint, im unteren Bilddrittel durch klares Wasser bis auf den Grund sehen zu können, erscheint das vom Blau überdeckte Orange im oberen Bilddrittel als Spiegelung des vermeintlichen Berges. In der dreiteiligen Anlage des Bildes hallt ein Kompositionsmuster nach, das Amadyar nach einer Reise an die US-amerikanische Westküste 2018 entwickelt hatte. Hier quasi in die Horizontale gekippt, ergibt sich sofort die Lesart Landschaft. *blue world* ist in Farbgebung und grafischer Vereinfachung etwas zu sehr Pop, um eine meditative Versenkung zu erlauben. Und dennoch entfaltet das Bild beim Anblick eine kühlende Sogkraft.

Überhaupt, das Blau. Wie ein Faden zieht es sich durch Tamina Amadyars Bildwelt. Häufig ist es in Ausstellungstiteln präsent, mal direkt als *Big Blue Sky*, mal indirekt wie bei *Making Waves*. Die besondere Affinität zu dieser Farbe verbindet sie

in gewisser Weise mit Helen Frankenthaler, die eines ihrer Bilder ebenfalls mit *Out of the Blue* betitelte. Die Künstlerin, die Mitte des letzten Jahrhunderts die Farbfeldmalerei erst so richtig zum Laufen brachte, sagte einmal: „My pictures are full of climates, abstract climates and not nature per se, but a feeling. And the feeling of an order that is associated more with nature.“ Indem sie die Wetteranalogie mit dem subjektiven Empfinden koppelt, verweist sie auf eine für ihre Arbeit zentrale Dimension. Eine ähnliche Sensibilität für die emotionalen Ausdrucksqualitäten der Farbe, ihre Vitalität und Sinnlichkeit spricht auch aus Tamina Amadyars Malerei. Die kraftvollsten ihrer scheinbar lässig dahingeworfenen Bilder katapultieren uns so mühelos wie ein Popsong momenthaft an einen anderen Ort, während wir doch dem Hier und Jetzt verhaftet bleiben.

Ohrenbetäubender Lärm reißt mich aus meinen Gedanken. Ein Helikopter gleitet übers Seeufer, sein Rotor zeichnet konzentrische Ringe auf die dunkle, bedrohlich wirkende Wasseroberfläche. Es ist kühl geworden, das Wetter kurz davor umzuschlagen. Ich mache mich auf den Weg. Und denke leise summend an die letzte Zeile von Neil Youngs *Out of the blue*, die auf den Punkt bringt, das sich vieles, was scheinbar klar vor Augen steht, rein rational dann doch nicht greifen lässt – „There’s more to the picture than meets the eye.“

Der vorliegende Text von Andreas Prinzing ist dem Katalog zur Ausstellung *out of the blue* von Tamina Amadyar entnommen.